Die Welt im Radio

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 18

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Für Sie gehört

Was tut Amerika für die Satelliten?

ZS. Ueberall in der Welt hat man sich diese Frage schon vorgelegt. Eisenhower machte seinerzeit große Versprechungen, die USA würden nicht rasten, bis die unterdrückten Völker hinter dem Eisernen Vorhang wieder den Weg in die Freiheit gefunden hätten. Inzwischen wurde er verdächtigt, die Polen, die Ost-Deutschen, die Ungarn, Rumänen und Bulgaren preisgegeben zu haben, um mit Moskau ins reine zu kommen. Alle diese Völker seien mehr oder weniger verloren.

Das stimmt nicht. Die Frage ist ziemlich schwierig und berührt wirtschaftliche und persönliche Probleme, aber auch die innenpolitische Lage Amerikas. Dulles hat sicher eine bestimmte Politik gegenüber den Satelliten, aber sie wird von seinen Mitarbeitern «unveröffentlichte Politik» oder «Brioni-Politik» genannt, wie ein amerikanischer Sender berichtete. Es verhält sich damit folgendermaßen:

Bevor Dulles seinerzeit nach Brioni zu Tito flog, kam er zur Ueberzeugung, daß die einzig mögliche, friedliche Behandlung des Satellitenproblems nach zwei Grundsätzen erfolgen müsse: Erstens alles zu tun, um die nationale Unabhängigkeit der osteuropäischen Nationen zu fördern, damit sie von Moskau frei werden, und, zweitens, sobald sie einmal national unabhängig wären (wie dies bei Jugoslawien der Fall ist), Schritte zu unternehmen, um ihre Regierung zu demokratisieren.

An der Zusammenkunft von Brioni waren sich Dulles und Tito über den ersten Grundsatz einig. Dagegen brachte Dulles den zweiten Grundsatz gar nicht zur Sprache, weil er wußte, daß Tito für freiheitliche Demokratien in Osteuropa ebensowenig eingenommen ist als Krustschew. Warum aber hat Dulles diese Grundsätze niemals bekanntgegeben? Weil er mit Recht befürchtete, daß die zahlreichen Minoritäten in den USA, vor allem slawischer Herkunft, die Polen und Tschechen, sich sofort feindlich gegen die republikanische Partei stellen würden. Dulles, der bei der Präsidentenwahl von 1952 von der «Befreiung» der Satelliten sprach, ist offensichtlich bemüht, zwecks Stimmengewinns der ausländischen Einwanderer sich keine Blöße bis zur Präsidentenwahl zu geben.

Der Kampf um diese Stimmen hat bereits begonnen und wird nicht leicht sein. Der frühere Botschafter in Moskau, Kennan, erklärte öffentlich, was sich in Osteuropa ereignet habe, sei endgültig, ob gut oder schlimm. Das beste, was die Welt noch hoffen könne, sei eine langsame Entwicklung der kommunistischen Regime in Richtung auf größere Unabhängigkeit und Menschlichkeit. Darob Sturm bei den Minoritäten. Die demokratische Parteileitung erhielt den Protest eines demokratischen Senators polnischer Abstammung, der fragte, ob Stevenson gleicher Meinung sei. Falls dies zuträfe, würde Stevenson die Stimmen alle Amerikaner verlieren, deren Vorfahren in irgendeinem Lande hinter dem Eisernen Vorhang gelebt lätten. Stevenson verneinte jede Beziehung zu Kennan und erklärte, sich von dessen Ansichten gänzlich zu distanzieren. Für die Satelliten ist also in keinem Falle alle Hoffnung verloren, daß die USA sich nicht bei Gelegenheit nachdrücklich für sie einsetzen werden.

Gespräche in Moskauer Ausstellungen

ZS. Der britische Rundspruch setzt seine dokumentarischen Berichte über Aeußerungen russischer Leute aus dem Alltag fort. Wie die Russen auf der Straße denken und fühlen, wird hier viel deutlicher als in vielen großen Beschreibungen. Eine Kunstausstellung, deren Bilder unter Stalin in Kellern eingeschlossen worden waren, gab dem Berichter Harari Gelegenheit, sich mit Zuschauern zu unterhalten oder ihre Gespräche abzuhören.

Sarajan hieß der Maler, offensichtlich begabt: leuchtende Farben in Landschaften und Portraits, die ihm den Namen «russischer Matisse» verschafft hatten. Vor einem Bildnis stellte ein junger Mann fest: «Leute, die es nicht besser wissen, könnten die Farben als unwirklich bezeichnen. Aber welchen Ausdruck geben sie dem Gesicht!» Sein Kollege meinte: «Es ist aber stark verschieden von unserer gewohnten Malerei.» Der andere trat dem Bilde näher: «Was für einen kühnen Mann braucht es, um das Haar grün zu malen!» Die in Rußland üblichen Eintragungen der Besucher in einem Buch verrieten einen zwiespältigen Eindruck. Etwa die Hälfte verhielt sich gänzlich ablehnend. «Die Bilder sind ein Alpdruck», «der Maler macht sich über das Publikum lustig», «er hat sein Talent durch Nachahmung des Westens zerstört», war da zu lesen. Aber ebenso viele beglückwünschten ihn, dankten ihm, wünschten ihm alles Gute, begrüßten die Ausstellung als den längst notwendigen Frühling der Sowjet-Kunst. «Der Kampf für Sarajan ist auch der Kampf für alle jungen, originellen Maler», hat einer hingeschrieben.

In einer anderen Ausstellung kam es zu heftigen Diskussionen. Ein Kunststudent stritt mit einem breitschultrigen Mann in Lederjacke. Dieser erklärte entschieden: «Alle diese Bilder drücken nicht unsern sozialistischen Aufbau aus.» «Sozialistischer Aufbau», erklärte der Kunstjünger, «über den sollten wir mehr denken statt zu reden. Das ganze Gerede macht ihn zum Cliché.» «Aber diese Bilder, das ist doch das, was wir vor 40 Jahren zurückgelassen haben! Wir ahmen ja wieder den Westen nach!» beharrte die Lederjacke. «Nun, warum sollen wir nicht von Rembrandt lernen? Warum sollen wir davor anhalten?» Aber die Lederjacke blieb steif: «Das heißt doch von unsern Feinden lernen.» Der Student wurde scharf. «Wer sind unsere Feinde? Wir haben in der Kunst keine Feinde.» Jetzt wurde aber die Lederjacke drohend: «Das denkt ihr. Aber ich sage euch, da gibt es irgendeinen unterirdischen Einfluß unter all dem, und glaubt mir, wir werden ihn finden.»

In dem Besucherbuch fanden sich positive Eintragungen: «Wie wundervoll, Künstler zu sehen, die voneinander verschieden sind!» Aber es stand auch darin, daß die Bilder «künstlich, korrupt und abnormal» seien. «Sie passen nicht in unsern sozialistischen Realismus» hatte ein ganzes Kunstschul-Kollektiv eingetragen, aber darunter hatte eine andere Hand geschrieben: «Das ist ein Zeugnis für mangelnde Kultur.» Der immer wieder erhobene Vorwurf der Nachahmung des Westens wird ebenso oft zurückgewiesen. «Es ist gut, Künstler zu sehen, welche Matisse, Picasso, Van Gogh unterstützen, obwohl es schade ist, daß sie sie nachahmen. Aber laßt sie sie doch kopieren, es ist besser als die Hartnäckigkeit und die Tendenz des miserablen Realismus.» Ein Besucher hatte sogar darunter geschrieben: «Meinen Dank an den Künstler für eine freie Richtung in unserer sogenannten ‚freien Kunst'.»

Nach zuverlässigen Berichten soll es schon unter Stalin eine geheime «ketzerische», d. h. scharf gegen den sozialistischen Realismus eingestellte Gemeinde gegeben haben. Es sei ihnen sogar gelungen, 20 Bilder von Chagall zu sammeln. Es muß aber auch ein kleines, unterirdisches Publikum gegeben haben, das ketzerisches Verständnis für echte Kunst besaß, sonst wären die vielen positiven, teilweise kühnen Stimmen an den neuen Ausstellungen über die westliche Art der Kunst nicht zu verstehen. Die Bureaukratie hat es allerdings klargemacht, daß sie auf den drei alten sozialistischen Voraussetzungen für jede Kunst bestehen will: 1. dem ideellen Gehalt (ideynost), 2. dem Parteigeist (partiynost), und 3. der volkstümlichen Art (narodnost). Doch ein großer Teil der Bevölkerung spottet ihrer zusammen mit begabten Malern und setzt sich darüber hinweg. Und die Ausstellungen beweisen, daß die Bureaukratie es nicht mehr wagen kann, direkt zuzuschlagen. Möglicherweise wird sie sich aber auf langsameren Umwegen zu rächen versuchen. «Es hat keinen Wechsel gegeben», beteuert jedes kommunistische Parteimitglied in ganz Rußland, «nur die Umstände haben sich geändert. Wenn ein Gärtner früher eine neue Art von Rosen züchtete, so hatte er sie z. B. ‚sozialistischer Aufbau' zu nennen. Heute ist ihm erlaubt worden, ihr den Namen ‚gelbe Sonne' oder dergleichen zu geben. Es kommt aber auf das gleiche hinaus.»

Das dürfte ein Irrtum sein. «Gelbe Sonne» für etwas Neues, damit können wir uns auch im Westen einverstanden erklären. Mit dem früheren Namen bestimmt nicht. Es könnte sich noch herausstellen, daß hinter der banalen Namensänderung mächtige unterirdische Veränderungen geistiger Art verlaufen, von denen die Moskauer Gewalthaber noch nichts ahnen. Ein Wunschtraum? Vielleicht auch nicht.

VOM FERNSEHEN

FN. Sowohl bei den schwedischen Reichstagswahlen als bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen dürfen die Parteien je einmal im Fernsehen ihr Parteiprogramm erklären.

In Europa steht nach wie vor England an der Spitze der Fernsehnationen mit 5,5 Millionen Apparaten, gefolgt von Frankreich mit 350 000 (dazu 80 000 «schwarze») und Deutschland mit 300 000 (80 000 «schwarzen»).

Der deutsche Katholikentag wurde vom schweizerischen Fernsehen zu zweien Malen übertragen.